



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

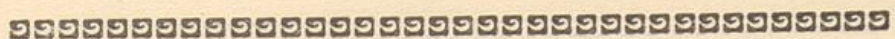
Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

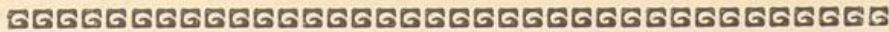
Hamburg, 1904

Marie von Ebner-Eschenbach (1898)

urn:nbn:de:hbz:466:1-33653



Marie von Ebner-Eschenbach



„Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann?
Was liegt darin? Erzähle!“

„Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohl laut und Gesang
Und eine ganze Seele.“

Das ist es, was Marie von Ebner-Eschenbach vor so vielen andern Erzählerinnen und Erzählern auszeichnet — in jedem ihrer Werke liegt eine ganze Seele. Ob ihre Probleme auch nicht hypermodern sind, ob die Sprache ihrer Personen nicht streng naturalistisch ist, ob sie sich selber auch zu der alten Schule rechnet: sie gehört zu der ewig neuen, zu der ewig modernen Schule, die uns das Höchste offenbart, was uns ein Dichter offenbaren kann — eine Menschenseele.

Mit Vorliebe erzählt sie eine einfache Herzengeschichte, einfach und gewöhnlich in den äußern Begebenheiten, aber außergewöhnlich und oft mit tragischer Wucht packend in der Art, wie sie auf die Personen wirken. „Nicht was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus,“ sagt sie in den „Aphorismen“. Jedes Menschenleben ist ein Roman, ein Epos, und es braucht nur der rechte Dichter zu kommen, so schildert er uns seine Iliade oder seine Odyssee.

Kann es eine Gestalt geben, die weniger zum Helden einer

Erzählung geeignet erschiene als der Sohn eines Raubmörders und einer Zuchthäuslerin, ein verkommener, zerlumpeter, häßlicher Landstreicherjunge? Und die Eschenbach macht ihn zum Mittelpunkt ihrer ergreifendsten Dichtung, des „Gemeindekinds“. Alles scheint vom Schicksal darauf angelegt zu sein, den armen Pavel Holub zu einem Schurken, einem Verbrecher zu machen, alle Leute prophezeien ihm, daß er gar nichts anderes werden könne — und dem Schicksal und allen Verhältnissen und allen Leuten zum Trotz wird er ein ehrlicher, guter, starker Mensch. Im innersten Kern seiner Seele, ihm selber kaum bewußt, lebt die Liebe zu seinem Schwesterchen Milada. — Als sie von ihm fortgenommen ist und er zum erstenmal auf dem Hausflur zwischen dem alten Gerümpel ohne das Kind schläft, denkt er: „Heut wird's gut, heut weckt er mich wenigstens nicht auf, der Balg.“ Aber in der Nacht fehlt sie ihm doch; es fehlt ihm, daß sie nach ihm greift, ihn an den Haaren zupft und bange ruft: „Bist da, Pawlicek?“ — Die Liebe zur Schwester ist das Band, das den Ausgestoßenen mit der Menschheit verbindet. Sie hält das Herz ihm warm und empfänglich für jede bessere Regung. An ihr und später an der Fürsorge für die unschuldig verurteilte Mutter gesundet und erstarkt er. Und so wie er sein Haus für sie baut und einrichtet, so befestigt er nach und nach seinen inneren Menschen und entwickelt alle edlen Keime seiner Seele. Und was die Liebe nicht vermag, das vollbringen Leid und Schmerz. Sie läutern ihn vollends. So darf er die Mutter, die, aus dem Zuchthaus entlassen, nicht bei ihm bleiben will, mit selbstbewußter Kraft zurückhalten:

„Bleibt bei mir.“

„Ich weiß nicht, ob ich darf,“ sagte sie.

„Der Leute wegen?“

„Der Leute wegen.“

Da sah er zu ihr empor. „Was habt Ihr eben gesagt? Die Ärgsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen. Nun, liebe Mutter, das müßt' doch kurios zugehen, wenn man

zwei Menschen, wie wir sind, nicht manchmal brauchen sollte. Ihr bleibt bei mir, liebe Mutter."

Wie im „Gemeindekind“ holt sich die Dichterin auch sonst mit Vorliebe ihre Stoffe aus der mährischen Heimat, von dort, „wo die grünen Höhen des Marsgebirges in sanften Wellenlinien den Horizont umgrenzen.“ Da, auf dem Gute Ždislawic, ist sie am 13. September 1830 als Tochter des Barons Franz Dubsky geboren. Schon als Vierzehnjährige schreibt sie ihrer früheren Erzieherin, sie wolle nicht leben, oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten werden. Und einige Jahre später meint sie: „ich kann das Dichten nicht aufgeben, und wenn ich seine Liebe darüber verlöre.“ „Seine“ — das bezog sich auf ihren Vetter und Verlobten, den Hauptmann-Ingenieur Moriz von Eschenbach, der die Achtzehnjährige als Frau in sein Haus führte. Im Sommer lebte sie meistens auf ihrem Landgut in Mähren, im Winter in ihrem einfachen Stadthaus in Wien.

Es dauerte lange, ehe der Traum der kleinen Komtesse sich der Verwirklichung näherte. Ihr erstes Buch veröffentlichte Marie von Ebner-Eschenbach, als sie achtundzwanzig Jahre alt war, und die Handschriften ihrer ersten Geschichten wanderten von einem Verleger zum andern; keiner wollte sie drucken. Erst als sie etwa 50 Jahre alt war, fand sie in größeren Kreisen Anerkennung.

In Schloß und Hütte ist sie daheim. Als Mitglied der höchsten Gesellschaftskreise kennt sie das Leben der vornehmen Welt; aber ihr Herz treibt sie in die Schaluppen der Armen und Elenden. Was sie hüben und drüben mit scharfem Auge erblickt, mit sinnendem Gemüt in sich aufgenommen, das erzählt sie uns in ihren „Dorf- und Schloßgeschichten“ wieder.

Und wie weiß sie zu erzählen! Ob sie von der Magd „Bozzena“ berichtet, ob sie uns im „Kreisphysikus“ in vormärzliche Tage führt, oder in den Sammlungen „Alte Schule“ und „Aus Spätherbsttagen“ köstliche Früchte reifer Lebenserfah-

nung bietet: immer sind es wirkliche Geschichten, in denen vor allem Geschehenes erzählt wird, in denen Reflexionen, Stimmungsmalerei und Milieuschilderung noch nicht die Begebenheit überwuchern, Geschichten, denen man noch die Freude am Erzählen nachfühlt. Voll Ruhe und doch mit leiser innerer Teilnahme trägt sie alles vor, läßt eins sich aus dem andern entwickeln, und während wir gespannt lauschen und vermeinen, nur den äußern Vorgängen zu folgen, vergessen wir ganz, mit welcher Kunst sie auch die innern Vorgänge und oft diese nur durch jene darzustellen versteht. Die Personen und Ereignisse sind nicht dem Problem zuliebe erfunden — aus der Eigenart der Charaktere, aus der Macht des Geschehenen erwächst es von selber.

Von ihren dramatischen Dichtungen her hat sie schon von früh an den kunstvollen Aufbau der Handlung, die energische Dialogführung gelernt. Ein Hauch der Frische, der Unmittelbarkeit durchweht alle ihre Geschichten. Wie Storm erzählt sie gern indirekt, um eben „erzählen“ zu lassen. Aber während sein Erzähler gleichsam an einem nebelgrauen Novembertag den Garten der Erinnerung durchwandelt und in leiser lyrischer Wehmut spricht: „So muß alles welken, so geht alles dahin“, steht der ihrige an einem leuchtend klaren Frühherbsttag auf einem Berg und überblickt alles mit klarem Auge: „So ist es gekommen, so mußte es kommen!“

Wie die Menschen, so kennt sie auch die Dinge und Verhältnisse. Sie besitzt ein staunenswertes Wissen auf den verschiedensten Gebieten. Nur selten, daß sie von ihren Kenntnissen einen zu reichlichen Gebrauch macht, daß wir Worte hören, wo wir sehen wollen. Zumeist weiß sie, ohne sich in den landläufigen und oft langweiligen Schilderungen zu ergehen, mit wenigen Strichen das Milieu anschaulich zu schildern und zugleich auch die Kraft, die von ihm ausströmt und die das Tun der Menschen mitbestimmend beeinflusst.

So ist sie im besten Sinne Realistin. Sie liebt die

Schönheit, aber sie liebt die Wahrheit noch mehr und sagt sie mit männlichem Ernst und männlicher Kraft.

Altjüngferliche Prüderie liegt ihr ebenso fern wie ein Behagen im Ausmalen des sittlich Häßlichen. Sie erkennt, daß der, der das Leben und unsere Zeit schildern will, Furchtbares zu zeichnen hat. „So möge er es denn auch zeichnen mit furchtbarer Kraft und Deutlichkeit, aber auch mit tiefinnerlichem Schauer, den der Leser nachempfindet.“ Erzählungen wie „Un-sühnbar“, „Das Schädliche“ zeigen, mit welcher künstlerischer Sicherheit sie die schwierigsten Probleme dieser Art behandelt. Da ist nichts verschwiegen von dem, was zu sagen ist, insofern ist sie ganz modern; aber in der Art, wie sie es sagt, mag sie sich zu den „Alten“ zählen.

Auch die geringe Herrschaft, die sie dem Dialekt einräumt, unterscheidet sie von den streng Modernen. Sie fühlt wohl, daß der Dialekt, der auf seinem begrenzten Felde seine Berechtigung hat, in dem Maße, wie er jetzt Buch und Bühne beherrscht, über sein Gebiet hinausgreift. Wer sich an die ganze Nation wenden will, darf auch nur die Sprache reden, die die ganze Nation versteht. Seine, des Dichters, Sache ist es dann, den Hauch der Wahrheit, der Natur, den er auf der einen Seite einbüßt, auf der andern wieder einzuholen. Daß dies der Eschenbach gelungen, beweist das „Gemeindekind“. Hier, wo das ganze Dorfmilieu gewissermaßen zum Dialekt drängt, gibt nur ein Wort, eine Wendung Lokalkolorit, und doch macht die ganze Dialogführung den Eindruck des Echten, Naturwahren. Sie verzichtet auf die bequeme Charakteristik, die im Gebrauch des Dialektes liegt, weil sie die Kraft in sich spürt, Schwereres, Besseres dafür zu geben.

Denn die Kunst, zu charakterisieren, die ja immer ein Merkmal großer dichterischer Begabung, ist auch ein bestes Stück ihres Könnens. Eine Fülle eigenartiger, festumzeichneter Gestalten lebt in ihren Dichtungen. Mit feiner Seelenkunde spürt sie den Wurzeln nach, aus denen die Triebe unseres

Tuns erwachsen, oder läßt uns aus dem Wogenschlag der Handlung auf die Unterströmungen des Gemütes, auf seine verborgenen Klippen und Risse schließen. Ein einziges Wort deckt oft einen ganzen Seelenzustand auf und leuchtet in die Abgründe des menschlichen Herzens.

Und nicht nur in die Seele des Menschen, auch in die des Tieres hat sie einen wunderbar tiefen Einblick getan. Ich kenne keine andere Geschichte, die in dieser Beziehung der kleinen Erzählung „Krambambuli“ an die Seite zu stellen wäre. Das ist der typische Charakter des Hundes und doch zugleich wieder ein ganz eigenartiger, individueller. Wir denken und fühlen mit dem Tier wie mit unsresgleichen, ohne daß es im geringsten vermenschlicht wäre. Und wenn es vor die Wahl zwischen seinem alten und seinem neuen Herrn gestellt wird, dann vergessen wir ganz, daß es sich in diesem Augenblicke auch um ein Menschenleben handelt. Wir empfinden nur den Konflikt der Pflichten, den der arme Hund durchkämpft, empfinden ihn mit geradezu tragischer Wucht.

Ein Prachtstück feiner Charakteristik und tiefer Seelenkunde sind auch „Die Freiherrn von Gemperlein“, die ich mit dem „Gemeindekind“ und „Krambambuli“ als die eigenartigsten und reifsten Früchte ihres Schaffens bezeichnen möchte. Die hellen Lichter eines sonnigen Humors, die in den andern Geschichten nur verstreut umherhuschen, sind in dieser in ein volles Strahlenbündel gesammelt und leuchten und sprühen in schimmerndem Glanze.

Wer Humor besitzt, den echten tiefen, hat immer ein weites Herz und eine große Weltanschauung. Wie der schimmernde Bogen, aus Regenwolke und Sonnenschein geboren, sich hoch über die Erde spannt und sie doch an beiden Seiten berührt, so steht er mit beiden Füßen in dem kleinlichen Getriebe dieser Welt und blickt doch aus leuchtender Höhe auf sie nieder.

Ein weites Herz und eine große Weltanschauung sind auch unserer Dichterin eigen. Aus altadeligem Geschlecht

entsprossen, hebt sie sich mit leichter Kraft über die Vorurteile ihres Standes empor, dessen Vorzüge sie natürlich auch zu würdigen weiß. Die „Komtesse Muschi“, die Sportskomtesse, findet ihre Ergänzung in der alten Generalin im „Muff“, in der sich die Dichterin selber gezeichnet hat. „Eine Brutstätte des Vorurteils, das Grab der Nächstenliebe“, nennt sie einmal eine solche im altadeligen Dünkel befangene Familie. Sie verspottet ihren Hochmut wie ihren Mangel an geistigem Interesse. „Meine Leute Bücher? Ich frage mich manchmal, ob sie lesen können.“ — „Verspotten sie ihn nicht, bedauern sie ihn,“ ermahnt Graf Paul die junge Gräfin in der feinen Erzählung „Nach dem Tode“, und sie erwidert allen Ernstes: „Ich bedaure niemand, der Gedichte macht.“

Mit scharfem Auge erkennt sie, die Gattin eines Feldmarschall-Leutnants, den sittlichen Widerspruch, der in der allgemein geltenden Wertschätzung des Militärs, in der Begeisterung für Kriegestaten und Kriegsruhm liegt. Ihr „Rittmeister Brand“ schwärmt für seinen Beruf. Er will nicht ein Rekrutendriller, will mit seinem edlen, milden Herzen ein Erzieher seiner Leute werden; aber, o Hohn, er wie sein gleichgesinnter Freund scheitern an den Schranken ihres Standes, an der Brutalität ihres Vorgesetzten.

Als Österreicherin hat sie besser als sonst irgendwer kennen gelernt, wohin der vielgepriesene Nationalstolz bringt, wenn er allein im Leben der Völker die Führung übernehmen will. Ihr erscheint jeder Rassenhaß wahrhaft gräßlich und dumm obendrein. Für sie gibt es nur eine Nation, die leitet und führt, die voranleuchtet: alle tüchtigen Menschen. „Der anzugehören wäre ich stolz. Was jeden andern Nationalitätenstolz betrifft, Narrheit, unwürdig des Jahrhunderts.“

Wie sie in sozialer Beziehung denkt, lehrt nicht nur ihr Gemeindekind, in dem — bezeichnend genug — der Schulmeister, die komische Gestalt älterer Lustspiele und Romane, der Träger hoher, sittlicher Gedanken ist, bedeutsam in dieser

Hinsicht ist auch die kleine erschütternde Geschichte „Er läßt die Hand küssen“. Bei dem festlichen Empfang, den die junge Gutsherrin in „Unfühnbar“ mit Triumphbogen, Ansprachen, Böllerschüssen, Geschenken an Brot, Eiern, Hühnern, Gänsen erlebt, erblickt sie auf den Gesichtern der Menge den Ausdruck eines geheimnisvollen ererbten Leids. Und in ihr erwachte der Gedanke: „Was dich da anruft mit stummer und unbewußter Klage, das ist die nach Erlösung ringende ewige Dienstbarkeit. Wir die Herren, sie die Knechte. Darbend an Leib und Seele verdienen sie — unser Brot, mühen sich, zur Erde gebeugt, jahrein, jahraus, damit unser Geist frei und unbehindert auffliegen könne bis an die Grenzen des Erbarmens. Ohne ihre harte Arbeit keine Ruhe für uns, kein Genuß, nicht Kunst, nicht Wissenschaft . . .“

Als Katholikin im katholischen Lande kann Marie von Ebner-Eschenbach nicht teilnahmslos an den schweren Kämpfen vorübergehen, die ererbter Glaube jeder strebenden Seele bringt. Im Gegensatz zu ihrem großen Landsmann Anzengruber schildert sie aber weniger das Erschütternde dieser Kämpfe, den Gegensatz zwischen Naturdrang und Menschenfesslung im Leben des zum Zölibat gezwungenen Geistlichen, die unheilvolle Macht einer unduldsamen Priesterschaft — als vielmehr das Versöhnende, Erhebende des Priesteramts, wenn es von einem wahrhaft Berufenen ausgeübt wird. „Trösten, helfen, bessern. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen sein, aus denen Heil und Unheil in die Welt fließt“ — das ist es, was sich ihr Kooperator in „Glaubenslos“ aus allen Zweifelsqualen als Höchstes erringt.

Ohne Kampf der Menschen untereinander kann die Welt nicht bestehen. Leiden und Leidenschaften werden die ewigen Feinde sein. Aber dennoch schreitet die Menschheit vorwärts: „Es gibt eine Entwicklung, einen Fortschritt im Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht.“

Diese Entwicklung, diesen Fortschritt mit herbeiführen zu helfen, dazu scheint ihr, wie jedem echten Künstler, auch vor allem die Kunst berufen zu sein, die hohe und heilige, die Richterinnen und die Erlöserinnen der Menschen. Manch feines, tiefes Wort hat sie in den „Parabeln und Aphorismen“ über Kunst gesagt, und im ergreifenden Gegensatz schildert sie in „Lotti, die Uhrmacherin“ den Unfrieden, das Elend des Menschen, dem die Kunst zum Handwerk geworden und die Freude, den Frieden dessen, dem sich das Handwerk zur Kunst erhoben hat. — „Was hast du von deinen unvergleichlich schönen und genauen Arbeiten?“ wird der alte Uhrmacher gefragt, und er antwortet: „Die Freude, sie zu machen.“

Diese Freude ist der Dichterin wohl oft vergönnt gewesen; denn aus jeder Zeile ihrer Werke spricht die Strenge, der Ernst, mit denen sie ihrer Kunst dient, mit denen sie auch sich selber zur Richtschnur gesetzt: „Künstler, was du nicht schaffen mußt, darfst du nicht schaffen wollen.“ Keine weltumfassende, keine welterobernde Kunst, aber doch eine, die das Herz höher schlagen läßt, eine Kunst, von der daselbe gilt, was sie in „Lotti“ von Helwigs erster Geschichte sagt: „Was er las, war nur eine einfache Herzengeschichte, ähnliche sind wohl tausendmal berichtet, millionenmal erlebt worden. Offenbar hatte der Dichter nicht durch das Interesse an seiner Fabel zu wirken gesucht; was da fesselte und bezwang, das war der Schönheitszauber, der in dem schlichten Bilde webte, das war die Wahrheit und die Leidenschaft, die es atmete, und wen man darin am liebsten gewann, das war der Dichter selbst. Absichtslos, ja wider seinen Willen hob seine Gestalt sich verklärt aus seinen Werken und erschien so liebenswürdig wie die verkörperte Jugend. Er war von Begeisterung durchglüht, von Talent getragen; eine Unendlichkeit wogte in seiner Seele. Für Ernst und Scherz, für Zorn und Wehmut, Haß und Liebe, für jede Stimmung und Empfindung der menschlichen Brust lag das Verständnis in seinem Herzen und der Ausdruck auf seinen Lippen.“

Wen man dabei am liebsten gewann, das war der Dichter selbst. — Und wer mit liebevoller Dankbarkeit in das Gesicht der Greisin blickt, in dieses feine, kluge, energische, liebe Gesicht, der wiederholt wohl für sich hin: „Wohl sind die Haare weiß geworden, wohl haben die Wangen sich entfärbt, aber aus den klaren Zügen leuchtet der Glanz einer unverwelklichen Jugend. Die Jugend der mit Bewußtsein Werdenden.“ —

